

Maria Kassel

Weibliche Aspekte im lukanischen Kindheitsevangelium

Daß Lukas mit seinem Evangelium Jesus als den Messias und Gottessohn erweisen wollte, ist uns aus der bisherigen Verkündigung vertraut. Daß er aber zugleich auch die gegenüber der Praxis Jesu schon in der frühen Kirche wieder zurückgedrängte Stellung der Frau betonen wollte und dazu alttestamentliche Motive und menschheitliche Symbole in die Kindheitsgeschichte hineingenommen hat, wurde bisher eher vernachlässigt. Kassel gibt im folgenden eine tiefenpsychologische Deutung der verwendeten Urbilder und zieht Konsequenzen für die heutige Verkündigung. Gerade Weihnachten intendiert mit der Feier der Menschwerdung Gottes auch die Menschwerdung des Menschen auf dem Weg zu vollem Mann- und Frausein.

red

Die Kindheitsgeschichte des Lukas, aus der unser gefühlsstarkes und gemütvolltes Weihnachtserleben und Brauchtum hervorgegangen ist, stellt im Rahmen der Jesusüberlieferung der Evangelien etwas Besonderes dar. Es gibt keine Parallele zu ihr – die Kindheitsgeschichte des Matthäus hat andere Inhalte –, sie gibt kaum Anhaltspunkte für das tatsächliche historische Geschehen um Empfängnis und Geburt Jesu, sie besteht zu einem großen Teil aus Anspielungen auf alttestamentliche Motive. Der typologische Rückgriff auf das Alte Testament läßt einen bewußten theologischen Gestaltungswillen des Autors vermuten, der sich nicht auf historische Berichterstattung richtet – zumal nachprüfbar Daten nicht stimmen oder zweifelhaft sind, wie der Reichs-Zensus des Kaisers Augustus und Bethlehem als Geburtsort Jesu. Lukas geht es offensichtlich in der Kindheitsgeschichte nur um die Botschaft, und das dafür benutzte quasi-historische Material hat daher den Charakter symbolischer Aussage, im Sinne der Glaubensaussage als *symbolum*. Mit Hilfe der alttestamentlichen Motive führt Lukas seine theologische Absicht durch, Jesus als den Messias und Gottessohn zu erweisen schon vom Augenblick seiner Empfängnis an. Dabei ver-

wendet der Evangelist aber Motive und Bilder – wie das von der jungfräulichen Empfängnis –, die in den Religionen und Mythen der Menschheit allgemein verbreitet sind; und so führt er mit und neben der alttestamentlichen zugleich eine menschheitliche Symbolik in die Kindheitsgeschichte ein. Diese Symbolik muß von Lukas nicht bewußt intendiert sein, trägt sie doch ihren Sinn, aufgrund ihrer menschheitlichen Verbreitung, in sich selbst. Diesen unbewußten Sinn der Erzählung – nicht das Unbewußte einzelner Personen in der Erzählung – zu erschließen, halte ich für die Aufgabe einer tiefenpsychologischen Auslegung des Bibeltextes. Die theologische Aussage wird dabei nicht negiert; vielmehr wird ihr existentieller, ihr anthropologischer Untergrund, die unbewußte Schicht menschlicher Grunderfahrungen, auf der die theologische Aussage ruht, mit erschlossen.

Im Unterschied zur matthäischen Kindheitsgeschichte steht bei Lukas die Frau oder das Weibliche im Mittelpunkt. Ich möchte daher die Jungfrau-Mutter und ihr göttliches Kind in den Mittelpunkt der Überlegungen stellen, liegt doch in diesem Symbol der Ursprung der späteren Dogmen von der Jungfräulichkeit und Gottesmutterchaft Marias sowie des Marienkults der katholischen Kirche.

I. Das überlieferte Urbild

Es scheint mir aufschlußreich zu sein, daß Lukas um 80–90 n. Chr. eine weiblich akzentuierte Vorgeschichte in die Jesusüberlieferung einführt. In dieser Form kommt das weder in seinen Vorlagen – dem Markusevangelium und der Spruchquelle – noch bei dem früheren Paulus vor. Wohl mag Lukas den Stoff seiner Kindheitsgeschichte anderen Quellen entnommen haben, die uns nicht mehr erschließbar sind; aber in die offizielle Jesustradition eines Evangeliums hat Lukas diese Thematik eingebracht. Vermuten läßt sich, daß der Evangelist ein kirchliches Bedürfnis nach stärkerer Repräsentanz des Weiblichen in der Christusbotschaft angesprochen hat. Anders ließen sich deren feste Verankerung in dem relativ späten Evangelium sowie seine spätere Wirkungsgeschichte kaum verstehen.

Die weibliche Zentralgestalt ist offensichtlich Maria. Die Gestalt der Elisabeth hat daneben eine Parallelfunktion. Das von der Exegese herausgestellte Überbietungsmotiv – es besagt: Das Wunderbare von Empfängnis und Geburt ist bei Christus größer als beim Vorläufer Johannes – ist mehr an Zacharias und dem Kind Johannes festgemacht als an Elisabeth. In ihrer Hauptszene, der Begegnung der beiden schwangeren Frauen, ist die Gestalt der Elisabeth, der psychischen Struktur nach, der Marias ähnlicher, als daß sie zu ihr kontrastiert – auch Elisabeth ist offen, sensibel für das Wirken des Geistes. Elisabeth ist eher als Verstärkung von Maria konzipiert denn als Konkurrenz. Infolgedessen tritt das weibliche Element in diesem Text stark hervor. Bedeutung und Funktion Marias sind nun durch das mythische Motiv von der jungfräulichen Gottesmutter vermittelt. Was bedeutet das in tiefenpsychologischer Sicht?

1. Menschheitliche Voraussetzungen der lukanischen Symbolik

In erster Linie ist Maria in der lukanischen Vorgeschichte nicht als historische Person wichtig, sondern als Symbol, tiefenpsychologisch gesprochen: als Urbild oder archetypisches Bild. Dazu einige Hinweise:

Es ist heute weithin erkannt, daß Urbilder in den Religionen Stadien der psychischen Menschwerdung, der Bewußtseinsentwicklung des Menschengeschlechtes darstellen und gestalten. Das in wohl allen Kulturen zu findende Urbild von der „Großen Mutter mit dem göttlichen Kind“ repräsentiert ein bestimmtes Stadium psychischer Entwicklung. In diesem Urbild hat sich die Urerfahrung niedergeschlagen, daß alles Leben aus dem Weiblichen kommt, physisch und psychisch. Und mit dieser Erfahrung erwacht in der Evolution das Bewußtsein, beginnt die psychische Menschwerdung. Das Ur-Weibliche umfaßt dabei, aus der Bewußtseinsperspektive gesehen, sowohl die Natur als Außenwelt als auch das psychisch Unbewußte der menschlichen Innenwelt. Im Bild der „Großen Mutter“ verkörpert es die noch unbewußte menschliche Ganzheit und umfaßt auch das Göttliche als das, was alles in sich schließt – die „Große Mutter“ ist in der Regel eine Göttin. Der weitere Schritt menschlichen Bewußtwerdens ist urbildlich re-

präsentiert im Kind der „Großen Mutter“. Es tritt dem weiblich All-Unbewußten als der Anfang des Ich-Bewußtseins gegenüber. Vom Unbewußten als neue psychische Funktion geboren, steht es als ein anderes zu seinem weiblichen Ursprung in Spannung und erscheint daher mythisch als männliches Prinzip, als das männliche Kind der „Großen Mutter“. Die urbildhafte Beziehung „Große Mutter – Sohn“ verarbeitet somit die psychischen Prinzipien unbewußt und die menschliche Polarität weiblich-männlich. Das Ur-Weibliche, das die Bewußtseinsentwicklung in Gang setzt, wird als jungfräulich-mütterlich erfahren, weil es in dieser frühen Bewußtseinswahrnehmung Leben und Bewußtsein aus sich allein hervorbringt; das zeugende Prinzip ist bewußtseinsmäßig noch eingebettet in das allumfassend Weibliche; es ist noch nicht als eigenständiges Prinzip bewußt geworden.

Mythologisch erscheint der Sohn der „Großen Mutter“ als göttliches Kind. In ihm verbinden sich die „unteren“ psychischen Mächte, Unbewußtes, mit den „höheren“, bewußten, zum Urbild des psychisch ganzen Menschen. Dies ist die Voraussetzung für seine Retter- und Erlöserfunktion: das göttliche Kind bildet ab, wozu der Mensch befreit werden soll. Der Weg des Sohnes gestaltet urbildhaft den dem Menschen aufgegebenen Weg: Der Sohn nimmt seinen Ausgang aus der Trennung vom mütterlichen Urgrund, er hat Prüfungen und Leiden zu durchstehen, muß meistens durch die Wandlungen des Todes hindurch in ein neues Leben. Dieser mythische Weg bildet die psychischen Wandlungsprozesse des menschlichen Ich ab bis zur Stufe bewußter Integration der auseinanderstrebenden Teilbereiche, bis zum Erreichen eines dem Göttlichen sich nähernden Ganzseins, dem Heil. Als Sohn der „Großen Mutter“ bezeichnet das göttliche Kind das unbewußte, naturhafte Einssein psychischer Existenz. Das in Mythen begangene Untergehen und Wiedergeborenwerden des Sohnes verweist auf die durch Leiden zu erringende bewußte Ganzheit als Ziel.

Lukas hat in seinem Doppelwerk (Evangelium und Apostelgeschichte) auch den Endpunkt dieses mythischen Schemas übernommen in der Himmelfahrts-Perikope (Lk 24, 50–52; Apg 1, 9–11); sie besagt: Der Sohn geht ein ins Göttliche; er ist der Gottmensch und als solcher der vollständige, der vollkommene Mensch. Die Jungfrau-Mutter mit dem göttlichen Sohn – deren Symbol Lukas an

den Anfang seines Werkes stellt – verkörpert so als Urbild das anfanghafte psychische Zu-sich-selbst-Kommen des Menschen. Dieses Urbild entstammt der kollektiven Menschheitserfahrung, daß der Mensch als ein Ich sich aus den Umklammerungen des Unbewußten herausarbeiten muß und dies zugleich seine bewußtseinsmäßige geschlechtliche Differenzierung beinhaltet.

2. Die Bedeutung des Urbildes „Maria“ in Lk 1–2

Zwar ist es die erkennbare Absicht des Lukas, schon am Anfang seines Evangeliums Jesus als den Retter Israels und der Menschheit zu erweisen. So wie er das inhaltlich durchführt, wird die Kindheits Erzählung zugleich die Geschichte vom Beginn der Erlösung der Menschheit durch die Frau; tiefenpsychologisch heißt das: es ist die Geschichte von der Menschwerdung des Menschen aus der psychischen Weiblichkeit. Schon die Komposition der Einzeltexte deutet das an: im Mittelpunkt der Empfängnis- und Geburtsgeschichten von Johannes und Jesus steht die Begegnung der beiden, das neue Leben tragenden Mütter mit dem Lobgesang der Maria. Der im Blick auf Maria selbst wichtigste Vers des Magnifikat ist: „Siehe, von nun an preisen mich selig alle Generationen“ (Lk 1, 48b). An der zentralen Stelle der Erzählung richtet Lukas somit den Blick nicht auf das Kind, sondern auf die Mutter. Hier scheint das Urbild der „ewigen Frau“, der Archetyp des Weiblichen, auf. Die Zukunftsschau der Maria hat sich dann im katholischen Raum, im Marienkult, auch historisch realisiert.

Wie gewinnt nun Maria bei Lukas die Qualität des archetypisch Weiblichen? Die Antwort gibt die *Verkündigungsszene* (Lk 1, 26–38). In diesem Abschnitt hat Lukas das mythische Symbol von der Jungfrau-Mutter am deutlichsten rezipiert, und zwar indem er es an die Mutter Jesu, die historische Maria, gebunden hat. Dadurch erlangt die Perikope eine eigenartige Wirkung. Einerseits ist da eine reale junge Frau mit einer menschlich verständlichen Reaktion auf eine außergewöhnliche Erfahrung: sie erschrickt – nicht über die Engellerscheinung, sondern – über ihre Bezeichnung als „Begnadete“; tiefen-

psychologisch heißt das: sie erschrickt darüber, daß sie in ihrer Person mit dem Göttlichen, einem Transpersonalen verbunden ist; sie kommt mit dem Numinosen in ihrer eigenen Tiefe in Berührung. Und dieser Zug gehört andererseits in die archetypische Dimension des Weiblichen, die den ganzen Text durchzieht. Ebenso doppelgesichtig ist das Bild von der Jungfrau, das zu Beginn der historischen Realität zuzugehören scheint, das im weiteren Verlauf des erzählten Geschehens durch das Unerhörte der Empfängnis vom göttlichen Geist aber immer mehr in die Urbild-Dimension der jungfräulichen „Großen Mutter“ übergeht. Diese archetypische Dimension gibt der Erzählung ihre anthropologisch-exemplarische Bedeutung. An drei Motiven tritt diese Bedeutung besonders zutage: an der Jungfräulichkeit, an der schöpferischen Rezeptivität der Maria und an ihrem Bezogensein auf den Geist Gottes.

Zunächst das Jungfrau-Symbol

Im archetypischen Bild beinhaltet die Jungfräulichkeit die Autonomie, ja Autarkie des Ur-Weiblichen. In seinem Ursprung wird das Weibliche nicht vom Männlichen her definiert. Das Männliche existiert im Bewußtsein ja erst als ein anfanghaftes schwaches Ich – im Urbild als das Kind der „Großen Mutter“. Das Weibliche ist sowohl physisch wie psychisch das primäre, das männliche das sekundäre, vom weiblichen abgeleitete Geschlecht. Erst im Patriarchat, der Gesellschaftsform unter der Alleinherrschaft des Mannes, ist das in sein Gegenteil verkehrt worden. Und in eine solche Gesellschaft hinein, im profanen wie im kirchlichen Bereich, verkündet Lukas sein Evangelium. Im Urbild von der jungfräulichen Mutter, von der das Heil ausgeht – tiefenpsychologisch: die psychisch gebiert, was den Menschen zum Menschen macht, sein Bewußtsein und damit seine Individualität und Einmaligkeit –, in diesem Urbild hält Lukas dem Patriarchat seiner Zeit wohl auch den kritischen Spiegel vor.

Die schöpferische Rezeptivität der Maria

Interessant an dem Urbild, weil der biologischen Sterilität der Jungfrau entgegenge-

setzt, ist bei Lukas, daß er der autonomen, vom Mann unabhängigen Jungfrau schöpferische Rezeptivität zuschreibt. Das auf das erste Hören hin vielleicht recht unselbständig, fast unterwürfig klingende Wort: „Sieh, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1, 38), besagt im urbildhaften Kontext nichts Geringeres, als daß „Maria“ dem göttlichen Geist ihre weibliche Schöpferkraft zur Verfügung stellt. Tiefenpsychologisch gesehen bejaht sie mit ihrer Antwort ihre weibliche Fähigkeit, neues Leben hervorzubringen, das zu vollere, zu ganzem Menschsein bestimmt ist, anders als das, das in die unbewußte Natur eingebettet, das an sie selbst als die „Große Mutter“ gebunden, daher unvollständig bleibt. Ihre Empfängnisfähigkeit für den göttlichen Geist versteht Lukas somit keineswegs als Passivität, die der Frau in der Geschichte so oft zugeschrieben wurde. Sie ist die Fähigkeit zum Vernehmen von Offenbarung, tiefenpsychologisch: zum Realisieren des Potentials der unbewußten Psyche für ein vollständiges Menschwerden. Insofern ist die schöpferische Rezeptivität der Jungfrau-Mutter höchste Aktivität, jedoch nicht in der Art der männlichen Zeugung. Das verdeutlicht die Frage der Maria: „Wie wird das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ (Lk 1, 34). „Erkennen“ bezeichnet im biblischen Sprachgebrauch sowohl die geschlechtliche Zeugung als auch das mentale Erkennen, die geistige Zeugung gewissermaßen. Erstaunlich ist, daß Maria im Aktiv vom Erkennen spricht, also nicht vom Erkant-Werden, wie im Patriarchat üblich der Frau gegenüber – vgl. Gen 4, 1 und 25: „Adam erkannte Eva, und sie gebar den Kain/Set.“ Im Patriarchat geht vom Mann sowohl die geschlechtliche als auch die geistige Zeugung aus. Bei Lukas jedoch ist das Erkennen Sache der Jungfrau-Mutter. Tiefenpsychologisch gesehen, bestimmt sie autonom über ihre Beziehung zur männlichen Ich-Behauptung: sie bedarf nicht des männlichen Ich-Bewußtseins, um fruchtbar zu sein, sondern einer höheren, d. h. ganzheitlichen geistigen Kraft, des göttlichen Geistes.

Daß solche Aspekte in der Symbolik des Lukas enthalten sind, bestätigt die auf männli-

ches Bewußtsein hin orientierte Zacharias-Perikope (Lk 1, 5–25). Der Mann setzt der Botschaft „von oben“, der Botschaft aus dem geistig-ganzheitlichen Bewußtsein, die Zweifel des skeptischen Ich entgegen: „Woran soll ich das erkennen?“ (Lk 1, 18). Während Maria nur nach dem „Wie“ fragt, was die Bereitschaft, sich auf das Neue einzulassen, voraussetzt, verlangt der Mann nach einem Zeichen, einem Beweis für das „Daß“. Er traut nur seiner alten Erfahrung, daß er und seine Frau für ein Kind zu alt sind, d. h. praktisch: Zacharias hält ein neues Bewußtwerden nicht für möglich. Die Strafe des Stummwerdens wird in tiefenpsychologischer Sicht nicht von außen über ihn verhängt, ist vielmehr die innere Konsequenz der Einstellung des männlichen Ich. Vor der Ankündigung des neuen Menschen verstimmt der Mann, da versagt das Wort der männlichen Ratio – während die Frau ihr Magnifikat singt. Zacharias verkörpert das Bild des sich vor dem Impuls des ganzheitlichen Bewußtwerdens verschließenden männlichen Ich. Verschärft wird dieser Gedanke dadurch, daß Zacharias Priester ist und das Opfer darbringt. Es scheint, daß Lukas die männliche Gottesbeziehung als unfruchtbar bewertet, was tiefenpsychologisch besagt, daß von ihr kein Fortschritt in der Menschwerdung des Menschen zu erwarten ist. Die beiden Einstellungen, die psychisch weibliche und männliche, hat Lukas bis zu den Kindern beider, der Frucht ihrer Einstellung, ausgezogen. Johannes wird der Kunder des Heils als Gericht; die Bilder seiner Endzeitpredigt haben, mindestens partiell, die Destruktion von Menschsein zum Inhalt (Lk 3, 1–20: Axt an die Bäume gelegt; umhauen; Spreu in ewigem Feuer verbrennen). Die erste Predigt Jesu, des Retterkindes, handelt bei Lukas dagegen von Gnade und Befreiung (Lk 4, 16–21).

Die Bezogenheit auf den Geist

Zurück zu Maria. Ist die „Jungfrau“ in ihrer schöpferischen Rezeptivität vom Männlichen unabhängig, so ist sie doch nicht in sich abgeschlossen oder beziehungslos. Offenheit beinhaltet schon der Begriff „Rezeptivität“. Lukas schreibt die Zeugung des Retterkindes der Empfänglichkeit der menschlichen

Frau für den göttlichen Geist zu (Lk 1, 35). In urbildhafter Sprache bedeutet das die Verbindung des urweiblichen Unbewußten als „unterem“ mit dem Geist als „höherem“ psychischen Prinzip zur bewußten Ganzheit, die den vollständigen Menschen ausmacht. Das Kind geht als der neue, als der heile und heilmachende Mensch demnach hervor aus der Verbindung des weiblichen Vermögens der menschlichen Psyche mit der die bewußte Ganzheit enthaltenden, darum göttlichen Kraft. Das männliche Ich-Bewußtsein, das tiefenpsychologisch gerade durch seine Trennung vom Weiblich-Unbewußten definiert ist, kann diese Zeugung nicht vollbringen; das Kind der Jungfrau-Mutter hat daher keinen menschlichen Vater. Im Symbol der jungfräulichen Empfängnis „Marias“ spiegeln sich somit sowohl die Autonomie als auch das Bezogensein des Weiblichen auf das psychisch Ganze. Das Urbild von der Jungfrau-Mutter „Maria“ kann daher das Ziel des Menschwerdens bewußt machen: den aus den Gegensätzen unbewußt-bewußt, weiblich-männlich, irdisch-göttlich zusammenwachsenden ganzen Menschen.

Das Weibliche als Lebens-, als Schöpfungskraft wird noch dadurch unterstrichen, daß Lukas im Werden des Messias eine Parallele zu den Schöpfungsaussagen der alttestamentlichen Urgeschichte erkennen läßt. Er führt die Genealogie Jesu (Lk 3, 23–38) nicht nur wie Matthäus auf Abraham, den Anfang des Volkes Israel, zurück, sondern auf Adam, den Anfang der Menschheit, und über Adam sogar auf Gott, von dem alles stammt. So ist Jesus von Lukas als der „neue Adam“ verstanden. Von da aus kann auch eine Analogie angenommen werden zwischen dem Überschattetwerden „Marias“ durch den Geist Gottes und dem Sich-Bewegen des Geistes Gottes über dem Ur-Chaos in Gen 1, 2, dem Anfang der priesterschriftlichen Schöpfungserzählung. So schimmert in der Gestalt der Maria das Urbild der neuen Schöpfung durch, in der das Göttliche mit dem Menschlichen verschmolzen ist, tiefenpsychologisch gesprochen: eine Schöpfung, in der Einheit und Ganzheit alles Seienden verkörpert sind in dem neuen, in seiner Menschwerdung vollendeten Menschen.

3. Fragwürdige Aspekte in der Wirkungsgeschichte des Urbildes „Maria“

Urbilder gestalten die psychische Entwicklung der Menschheit nicht nur, sie bieten auch die Möglichkeit, die Weiterentwicklung zu stimulieren. Dazu dürfen sie aber nicht im unbewußten Zustand fixiert, sondern müssen in einem Bewußtwerdungsprozeß integriert werden. Wie hat in dieser Hinsicht das lukanische Urbild von der Jungfrau-Mutter „Maria“ und ihrem göttlichen Kind in der katholischen Kirche weitergewirkt?

Bei Lukas enthält das Urbild „Maria“ eine befreiende Inspiration, die der Evangelist einer schon von männlich einseitigem Bewußtsein eingeschnürten Kirche anbietet, einer Kirche, in welcher der ursprüngliche Einfluß der Frauen bereits zurückgedrängt oder gar eliminiert ist. Die Kirche hat diesen befreienden Impuls im Hinblick auf die Frauen offensichtlich nicht aufgenommen; denn sie hat den Frauen in der Kirche keine ernsthafte Chance gegeben, sie vielmehr immer weiter in eine bedeutungslose und abgewertete Position abgedrängt (keine Teilhabe an Entscheidungspositionen, Abwertung als sexuelle Verführerin des Mannes in Angleichung an das Urbild „Eva“, Verständnis der Frau als minderwertiger Mensch, bis zur physischen Vernichtung in der Hexenverfolgung u. a. m.). Diskriminierung der Frau und ihre Verdrängung aus dem öffentlichen Leben der Kirche zeigen an, daß die Frau Projektionsträgerin eines in seiner Entwicklung festgefahrenen männlichen Bewußtseins ist, eines Ich-Bewußtseins, das im Stadium des Sohnes der „Großen Mutter“ steckengeblieben ist. Das heißt aber, das Urbild „Maria“ als jungfräuliche Gottesmutter ist im Unbewußten festgehalten worden. Ein psychischer Inhalt oder Wert, der bewußt entwickelt werden müßte, aber im Unbewußten fixiert bleibt, wird immer als etwas Negatives in die Außenwelt projiziert. In diesem Fall ist es die abgelehnte weibliche Schattenseite des männlichen Bewußtseins. Solange das männliche Ich – gemeint ist seine kollektive Präsentation, hier: im Raum der Kirche – im Sohnes-Stadium verharret, ist seine Angst vor der Macht der „Großen Mutter“, vor dem „ewig Weiblichen“ groß; es sucht dieser

psychischen Macht durch die Unterdrückung der realen Frau Herr zu werden; das ist die Projektion. Diese bewußtseinsmäßige Situation ist die Voraussetzung jedes gesellschaftlichen Patriarchats. Die tiefe Verwurzelung des Urbildes „Maria“ in der katholischen Glaubensgeschichte sowie die hohe Bedeutung, die der Mutterrolle der Frau auf der einen und der jungfräulichen Lebensform auf der anderen Seite in unserer Kirche immer beigemessen wurde, scheint anzuzeigen, daß dieses Urbild der Jungfrau-Mutter tendenziell nicht weiterentfaltet worden ist zu einer volleren psychischen Bewußtheit. Folge dieser psychischen Situation ist, daß die Ich-Entwicklung des Mannes in einem unfertigen Zustand festgeschrieben und die Frau in ihrem Ich-Werden behindert wird. Gesellschaftlich wird die Frau in ihrer Selbstbestimmung sowie in der Einflußnahme auf die öffentlichen Geschicke eingeschränkt; psychisch werden ihr männliche Ich-Fähigkeiten, wie Rationalität, abgesprochen.

Aufs Ganze gesehen bedeutet das Verbleiben in dem psychischen Entwicklungsstatus, der im Bild der „Großen Mutter mit ihrem Sohn“ repräsentiert ist, für beide Geschlechter, daß sie in ihrer vollen Menschwerdung beeinträchtigt sind. Und dieser Fall scheint mir heute in der Kirche durchaus noch gegeben zu sein. Wie könnte nun, umgekehrt, die Vision des Lukas von der Befreiung des Menschen durch das Urbild des Weiblichen realisiert werden?

II. Imagination zum Urbild „Maria“ als Hilfe zur Menschwerdung

Unter „Imagination“ verstehe ich nicht Hirngespinnste. Das Wort ist ein Fachausdruck aus der tiefenpsychologischen Theorie von C. G. Jung. Es besagt, daß Urbilder in jedem von uns lebendig sind und wir sie uns mit Hilfe der Imagination, eines bewußten Träumens gewissermaßen, zugänglich machen können. Welche Imaginationen lassen sich nun aus dem im lukanischen Urbild „Maria“ angelegten Impuls zur Menschwerdung hervorbringen?

Weihnachten

Ich beginne mit Weihnachten, dem Fest, an dem wir das lukanische Urbild feiernd vollziehen. Das Fest erlaubt speziell uns Menschen der westlichen Zivilisation, die wir die Geburt unseres inzwischen übersteigerten rationalen Bewußtseins aus dem Unbewußten so gern leugnen, einzutauchen in das Geheimnis der „Großen Mutter mit dem göttlichen Kind“ und aus den weiblichen Quellen des Lebens zu schöpfen. Kein christliches Fest erweckt bei uns so intensive Gefühle wie das der Mutter mit dem Kind. Nur scheint es, daß diese Gefühle oft ins Sentimentale abrutschen; und dann bewirken sie für den psychischen Fortschritt nichts. Diese Art, das überlieferte Urbild mit den im eigenen Unbewußten lebendigen Urbildern zu verbinden, bedeutet lediglich eine zyklische Wiederholung des Mythos von der Jungfrau-Mutter, ist sozusagen ein bloßes Drehen im mythischen Kreis. Für die christliche Botschaft ist dagegen eine zielgerichtete Dynamik charakteristisch; und das lukanische Urbild „Maria“ ist in diese Dynamik eingebunden. Es steht am Anfang des Weges Jesu, der nach dem Evangelium aus dem Kindesstadium heranwächst zum Vollalter des Befreiers der Menschen. Die noch zur Kindheits Erzählung gehörende Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lk 2, 41–52) zeigt den ersten Schritt des Retterkindes in die Ablösung von der „Großen Mutter“.

Was ergibt sich daraus für die anthropologische Aussage von Weihnachten? Als Fest, bei dem das Urbild von der Menschwerdung des Göttlichen aktiviert wird, initiiert es die Menschwerdung des Menschen. An der Lichtsymbolik von Weihnachten wird seine tiefenpsychische Dimension erkennbar: das Geburtsfest des göttlichen Menschen ist auf die Wintersonnenwende, das Fest des römischen Sol invictus, gelegt worden. Dem Urbild von der Menschwerdung Gottes entsprechend, wird die Menschwerdung des Menschen als Abbild realisiert durch Emporsteigen aus dem Dunkel des Unbewußt-Weiblich-Mütterlichen in die bewußte Helle vollen Mann- und Frauwerdens: Der Sohn muß zum erwachsenen Mann werden, der das Weibliche seiner Herkunft nicht mehr als Negatives auf reale Frauen projiziert, son-

dern es in der eigenen Psyche findet und gestaltet. In der Sprache der Urbilder heißt das: Der Mann muß aus der „Großen Mutter“ den Aspekt der „Anima“ herausarbeiten, das Weibliche in ihm selbst zu seinem bewußten psychischen Gegenüber machen, so daß die „Anima“ eine Hilfe für sein ganzheitliches Menschwerden wird – wie es im Urbild von der Erschaffung der Eva aus der Rippe des Adam in Gen 2, 20 ausgedrückt zu sein scheint. Nur wenn der Mann seine „Anima“ entwickelt, wird die „Große Mutter“ nicht mehr unbewußt über die männliche Psyche dominieren. Darin liegt dann auch die Chance für das volle Menschwerden der Frau. Sie liegt nicht in der Identifizierung mit der Figur der „Großen Mutter“. Für die Frau muß sich die „Große Mutter“ psychisch vielmehr wandeln zur bewußten Frau mit einem starken Ich, dessen Identität nicht mehr, wie bisher in unserer Zivilisation und speziell unserer Kirche, vom Ich-Bewußtsein des Mannes abgeleitet, sondern die authentisch weiblich ist. Zu diesem Entwicklungsschritt kann der Jungfrau-Aspekt am Urbild „Maria“ der Frau helfen, nämlich die psychisch ursprünghafte weibliche Autonomie.

Diese Imaginationen des Menschwerdens beziehen sich einerseits auf den individuellen Menschen. Sie sind andererseits aber besonders wichtig unter ihrem kollektiven Aspekt, im Zusammenhang mit dem Urbild „Maria“ für die Kirche. Das von Lukas in die Jesusbotschaft eingebrachte Urbild des Weiblichen müßte gerade die Kirche dazu anregen, Menschen in ihrem Raum sich zu der beschriebenen geschlechtsspezifischen menschlichen Ganzheit entfalten zu lassen. Der Anfang dieses Menschwerdungsprozesses ist im Urbild von der „Jungfrau-Mutter mit dem Sohn“ enthalten. Dieses Urbild müßte nun entfaltet werden in die Entwicklungsstadien, die potentiell in ihm angelegt sind; sie wären aus unserem heutigen Erfahrungsumfeld heraus zu entwerfen. Aus der Perspektive der Bewußtseinsentwicklung hieße das, für die Auffassung von den Geschlechtern darf nicht mehr das Muster „Mutter-Sohn“ maßgebend sein. Wo dieses Muster psychisch stark ausgeprägt ist, ist zu vermuten, daß im kollektiven Unbewußten

noch immer die „Große Mutter“ herrscht. Hier wäre z. B. nach der Wirkung der Auffassung von der „Mutter Kirche“ sowie der traditionellen Marienverehrung auf die psychische Entwicklung im Raum der Kirche zu fragen. Unter gesellschaftlicher Perspektive hieße das, das Muster „Vater-Tochter“, also die beherrschende Stellung des Mannes und die untergeordnete der Frau, müßten in der Kirche überwunden werden.

Dazu bedarf es gewiß einer tiefgreifenden Bewußtseinsänderung. Sie müßte die Entwicklung von Frauen und Männern zu einer bipolaren menschlichen Ganzheit als Ziel haben. Psychisch bedeutet das, Mann und Frau verwirklichen das jeweils unbewußt Andersgeschlechtliche in sich und erlangen so die Fähigkeit, den jeweils andersgeschlechtlichen Menschen verstehen zu können, ihn nicht mehr als Projektionsobjekt für das eigene Unentwickelte gebrauchen zu müssen. Als Urbild für diese psychische Integration ist Jesus in den Evangelien, gerade auch im Lukasevangelium, gezeichnet. Sein Bild könnte die Richtung dieser Entwicklung angeben. Gesellschaftlich bedeutet das: Mann und Frau sind gleichberechtigte Partner in allen öffentlichen Bereichen der Kirche. Ich meine damit nicht nur die gleichberechtigte Präsenz von Frauen, sondern vor allem die Erarbeitung neuer ganzheitlicher Einstellungen und Verhaltensweisen und darauf gebauter ganzheitlich-humaner Strukturen des kirchlichen Lebens. Hier würde sich ein weites Arbeitsfeld für die kirchliche Pastoral und die religiöse Erziehung auftun.

In der Realisierung der skizzierten Imaginationen sehe ich die volle Umsetzung des Evangeliums von der Befreiung des Menschen zur Gott-Ebenbildlichkeit oder Gotteskindschaft, wofür ich aus tiefenpsychologischer Sicht lieber Gottes-Partnerschaft sagen möchte. Das Fortschreiben der aus dem Urbild „Maria“ gewonnenen weiblichen Aspekte des Evangeliums gäbe diesem Evangelium in einer weiblich-männlichen Kirche jenseits des Patriarchats seine volle Geltung.